

»Ideen zu einem Versuch

# DIE GRENZEN DER WIRKSAMKEIT DES STAATS

zu bestimmen«

Über Freiheit und Paternalismus



SONDERHEFT **MERKUR**

DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR EUROPÄISCHES DENKEN

HERAUSGEGEBEN VON  
KARL HEINZ BOHRER UND KURT SCHEEL

KLETT-COTTA



## MERKUR Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Herausgegeben von Karl Heinz Bohrer und Kurt Scheel  
Begründet 1947 von Hans Paeschke und Joachim Moras  
1979–1983 herausgegeben von Hans Schwab-Felisch  
Lektorat/Herstellung: Gitta Ries Sekretariat: Ina Andrae  
Redaktion: Mommsenstr. 27 10629 Berlin  
Telefon (030) 32709414 Fax (030) 32709415  
www.online-merkur.de E-Mail: merkur.zeitschrift@snaflu.de  
Der Merkur wird getragen von der Ernst H. Klett Stiftung Merkur  
Der Merkur ist Partner von Eurozine. www.eurozine.com  
Heft 9/10, September/Oktober 2010, 64. Jahrgang

Zu diesem Heft	749	<i>REINHARD NECK</i> Kritik des totalitären Denkens. Karl Popper	829
I			
<i>WOLFGANG BARTUSCHAT</i> Die Freiheit zu philosophieren. Baruch de Spinoza	751	<i>HEINZ RIETER</i> Kulturkonservativer Kämpfer für den Bürgergeist. Wilhelm Röpke	836
<i>MICHAEL ZÖLLER</i> Freiheit, Arbeit und Eigentum. John Locke	759	<i>KAREN HORN</i> Ohne freie Märkte gibt es keine persönliche Freiheit. Milton Friedman	844
<i>JENS KULENKAMPFF</i> Zustimmung, nicht Macht, legitimiert Herrschaft. David Hume	768	<i>MARTIN LESCHKE</i> Ideen, nicht nur Interessen entscheiden. Friedrich August von Hayek	852
<i>MICHAEL S. ASSLÄNDER</i> Freiheit ist kein Selbstzweck. Adam Smith	776	<i>MICHAEL RUTSCHKY</i> Die schöne Entzweiung von Staat und Gesellschaft. Ernest Gellner	859
<i>OTFRIED HÖFFE</i> Selbstdenken. Immanuel Kant	784	<i>GUY KIRSCH</i> Von Banditen und Bürgern. Mancur Olson	866
<i>DETMAR DOERING</i> Für einen zielgerichteten Pragmatismus. Edmund Burke	792		
<i>KURT SCHEEL</i> Stolz und Freiheit des Bürgers. Wilhelm von Humboldt	799	II	
<i>HANS-PETER MÜLLER</i> Aristokratischer Liberalismus. Alexis de Tocqueville	807	<i>WOLFGANG KERSTING</i> Gefährdungen der Freiheit. Über die Notwendigkeit des Liberalismus	874
<i>ULRIKE ACKERMANN</i> Das Experiment des Lebens. John Stuart Mill	815	<i>NORBERT BOLZ</i> Agenda Freiheit	884
<i>CHRISTIAN WATRIN</i> Die Unmöglichkeit des Sozialismus. Ludwig von Mises	823	<i>VOLKER GERHARDT</i> Existentieller Liberalismus	893

<i>HENNING RITTER</i> Die Erfindung des Liberalismus. Benjamin Constants Theorie der nachrevolutionären Gesellschaft	905	<i>DANIEL KOERFER</i> Ohnmächtige Wut. Nachrichten aus dem Mittelstand	965
<i>GUSTAV SEIBT</i> Die Europäische Freiheit. Friedrich von Gentz und der Liberalismus des Staatensystems	915	<i>HANS ULRICH GUMBRECHT</i> Verstimmte Freiheit. Zehn Bilder aus der sozialdemokratisierten Universität	977
<i>GERHARD SCHULZE</i> Gedankenfreiheit in Zeiten der Krise	925	<i>DIRK MAXEINER/ MICHAEL MIERSCH</i> Der computergestützte Muttistaat	987
<i>HEINZ BUDE</i> Selbständigkeit und Sorge	935	<i>JÜRGEN KAUBE</i> Vater Staat und seine Erwachsenen. Die Politik des Lebensstandards als Maß aller Dinge	996
<i>DAVID RUNCIMAN</i> Gleichheit ist Glück? Richard Wilkinson und Kate Pickett legen Beweismaterial vor	944	<i>KLAUS HARTUNG</i> Das Soziale und das Asoziale	1005
<i>JÖRG LAU</i> Großmütterchen Freiheit und der real existierende Liberalismus	954	<i>RAINER HANK</i> In den Teufelsmühlen. Eine Bilanz des Sozialstaats	1018

### *Zu diesem Heft*

Das Rad ist schon erfunden, die Freiheitstexte sind schon geschrieben worden – man muss sie nur lesen. Deshalb versammelt dieses Themenheft des *Merkur* in seinem ersten Teil Kommentare zu sechzehn klassischen Schriften, in denen die Kategorie der Freiheit starkgemacht wird: von Spinoza und Locke über Hume und Smith bis zu Burke und Mill.

Eine Auswahl mit Lücken, naturgemäß; und mit Betonung des modernen Freiheitsdenkens. Neben den Klassikern des 17., 18. und 19. Jahrhunderts präsentieren wir auch sieben Werke des 20. Jahrhunderts, die weitgehend vom Kampf gegen die Unfreiheit des Sozialismus geprägt sind und mit dessen Zusammenbruch selbst in der Versenkung zu verschwinden drohen. Nicht ohne Grund, denn das Eiferertum, das manche dieser Traktate für die Freiheit durchsäuert, mutet uns heute sehr fremd an, und die kulturkritische Rhetorik eines Wilhelm Röpke beispielsweise erscheint fast als komisch.

Aber da der Sozialismus eine ewige Idee ist, und solch eine Idee nicht verschwinden kann, sollte man über den Schwächen dieser Schriften, ihr histori-

ches Kostüm, nicht ihre Stärken vergessen: die Argumente gegen einen Staat, der nicht mehr, wie früher, als herrischer Despot auftritt, sondern als fürsorglicher Volksbeglucker. Die Freiheit des Bürgers, so scheint es, ist heute weniger von außen bedroht als von innen: nämlich dadurch, dass sie der Bürger, gegen angemessene Kompensation, freiwillig aufgibt. »Komfortable Stallfütterung« nannte das Röpke.

Rahmen und konzeptioneller Ausgangspunkt des Heftes ist Wilhelm von Humboldts Essay *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen*: eine der raren Schriften aus Deutschland, die neben Kants *Was ist Aufklärung?* zur Weltliteratur der Freiheit gehören und unserer Tradition der Staatshörigkeit mit Stolz und Leidenschaft widersprechen.

Im zweiten Teil (mit dem der Leser gerne beginnen kann) stehen fünfzehn Essays, die einen Überblick bieten über die aktuelle Lage der Freiheit, über ihre Gefährdungen und die Notwendigkeit des Liberalismus. Dem dreifachen Introitus folgen zwei historische Versuche über Constant und Gentz und drei soziologische Essays über Krise, Familie, Gleichheit. Zum Schluss sieben Fallgeschichten: In analytischen Erzählungen wird die Lage des real existierenden Liberalismus in Deutschland, der FDP, und die Situation unserer Universitäten skizziert, wird ein Schlaglicht geworfen auf die Realität des Mittelstands und der Unterschicht, wird Bilanz des Paternalismus, des Wohlfahrtsdenkens und des Sozialstaats gezogen.

Wobei ein Problem darin besteht, dass der Sozialstaat kaum noch finanzierbar ist, das größere Problem aber darin, dass mit Wieselwörtern wie »soziale Gerechtigkeit« ein gesellschaftliches Klima geschaffen wird, das Züge einer Entmündigung, ja Infantilisierung trägt. Der Erwachsene, der für sich und sein Sach verantwortlich ist, der sich ungern dreinreden und unverlangt gegebene gute Ratschläge kühl abprallen lässt, wird zur anachronistischen Figur in einer Gesellschaft, die Therapie und Kümmerertum als Weg zum Paradies auf Erden ansieht.

Wie weit die soziale Gehirnwäsche vorangekommen ist, lässt sich an einem Sachverhalt besonders klar erkennen: Einer reichen Gesellschaft wie der unseren, die immer schneller eine immer größere Zahl ihrer Mitglieder alimentiert, wird im selben Moment, in dem ihre Großzügigkeit tatkräftig wird, vorgeworfen, sie produziere laut Statistik immer mehr Arme. Und dieser demagogische Schwachsinn der sozialtherapeutischen Armutsforschung schafft es regelmäßig auf die erste Seite der seriösen Presse, um dann in Leitartikeln händeringend beklagt zu werden!

Ich habe nicht nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann – ja ich habe nicht einmal nötig zu bezahlen, wenn ich andere bezahlen lassen kann: Der erste Teil des Satzes ist von Kant, der zweite Teil die wohlfahrtsstaatliche Aktualisierung dessen, was der Philosoph »selbstverschuldete Unmündigkeit« nannte, deren Ursachen er in »Faulheit und Feigheit« sah. Sapere aude!

K.H.B./K.S.

## Das Experiment des Lebens

John Stuart Mills »Über die Freiheit«

»Wer die Welt oder sein Milieu einen Lebensplan für sich wählen lässt, braucht dazu nichts anderes als affenhafte Nachahmungskunst. Wer seinen Plan für sich selbst aussucht, benötigt dazu alle seine Fähigkeiten.«<sup>1</sup>

John Stuart Mill, der viktorianische Aufwiegler und Unruhestifter, wie ihn sein Biograph Richard Reeves nennt,<sup>2</sup> blieb diesem Motto in seinem öffentlichen, politischen, intellektuellen und privaten Leben bis zu seinem Tod 1873 in Avignon treu. Auch wenn er sich in den letzten Lebensjahren in Frankreich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen hatte, Rosen züchtete, am Klavier improvisierte und seine Autobiographie beendete, erhitzen seine Einlassungen zur Freiheit weiterhin die Gemüter der Zeitgenossen.

Neben seinem umfangreichen Werk zur Logik, zur politischen Ökonomie, zum Utilitarismus und zur Frauenemanzipation ist Mill mit seinem 1859 veröffentlichten Essay *On Liberty* ein Meisterwerk gelungen (1860 erschien die erste Übersetzung ins Deutsche). Darin entfaltet er zusammen mit seiner Koautorin Harriet Taylor Grundprinzipien der Freiheit und rückt die Bedeutung der individuellen Freiheit und Selbstbestimmung ins Zentrum. Diese Schrift war ein Meilenstein in der Ideengeschichte des Liberalismus, und sie hat bis heute nichts an Aktualität eingebüßt.

Gegenüber der »alten« politischen Freiheit, die sich der Tradition der Griechen und Römer folgend in der Demokratie und dem tugendhaften Staatsbürger erschöpfte, machte Mill die Freiheit des Individuums und sein Recht auf ein selbstbestimmtes Leben stark. Seine Kritik richtete sich dabei ebenso gegen Jean-Jacques Rousseaus Konzept der »volonté générale« wie gegen das von Auguste Comte entwickelte System, das in Mills Augen auf die »Herstellung einer Zwangsherrschaft der Gesellschaft über das Individuum zielt, die alles, was das politische Ideal des strengsten Zuchtmeisters unter den antiken Philosophen ins Auge fasste, bei weitem übertrifft«.

Der Plan für die Freiheitsschrift entstand 1854 auf einer Reise Mills nach Süditalien und Griechenland. In den folgenden Jahren arbeitete das Ehepaar kontinuierlich an dem Projekt. Einige Grundgedanken finden sich bereits in den teils gemeinsam, teils von Harriet Taylor verfassten und unter Mills Namen veröffentlichten Essays *Über die Frauenemanzipation*. Sie setzten sich darin mit der Macht der Gewohnheit und den weit verbreiteten Vorurteilen gegenüber Neuem und Unbekanntem auseinander. Scharf kritisierten sie die arrangierten Ehen und das Ehe- und Scheidungsrecht: Dadurch werde das freie Denken und Handeln und damit die Entfaltung der Persönlichkeit ver-

<sup>1</sup> John Stuart Mill, *Über die Freiheit*. Stuttgart: Reclam 2006.

<sup>2</sup> Richard Reeves, *John Stuart Mill. Victorian Firebrand*. London: Atlantic Books 2007.

hindert. Ihr eigener Ehekontrakt war eine bewusste Protestnote gegen das bestehende feudal-patriarchale englische Eherecht des Common Law. Und sie betonten nachdrücklich das Selbstbestimmungsrecht der Frau und des Mannes über die eigene Person und den Körper. Gemeinsam fochten sie leidenschaftlich für die Gleichberechtigung der Geschlechter.

Harriet Taylor starb kurz vor der endgültigen Fertigstellung des Manuskripts an Tuberkulose. Mills Schmerz über diesen Verlust ist der Widmung des Buchs eingeschrieben: »Wie alles, was ich seit vielen Jahren geschrieben habe, ist es ebenso ihr geistiges Eigentum wie das meine ... Wäre ich fähig, der Welt auch nur die Hälfte der hohen Ideen und erhabenen Gefühle, die mit ihr begraben sind, zu vermitteln, dann würde ich dieser eine größere Wohltat erweisen, als wahrscheinlich je aus dem entspringen wird, was ich ohne Hilfe und Anregung ihrer unvergleichlichen Weisheit schreiben kann.« In seiner Autobiographie betonte er: »Die *Freiheit* war direkter und buchstäblicher unsere gemeinsame Produktion als irgend etwas sonst, das meinen Namen trägt, denn darin ist nicht ein Satz, der nicht von uns gemeinsam mehrmals durchgegangen, hin- und hergewendet und sorgfältig auf Fehler, die wir darin entdecken könnten, sei es am Gedanken oder am Ausdruck, geprüft worden wäre.« Sein Freund Alexis de Tocqueville war der erste, der ein Exemplar des druckfrischen Buchs erhalten hatte und Mill kurz vor seinem Tod dafür dankte.

In *Über die Freiheit* formulierte Mill in der Einleitung das Hauptprinzip, welches das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum in Bezug auf Zwang und Bevormundung regeln soll, gleichgültig, ob es sich dabei um die physische Gewalt gerichtlicher Strafen oder den moralischen Zwang durch öffentliche Meinung handelt: »Dies Prinzip lautet: dass der einzige Grund, aus dem die Menschheit, einzeln oder vereint, sich in die Handlungsfreiheit eines ihrer Mitglieder einzumengen befugt ist, der ist: sich selbst zu schützen. Dass der einzige Zweck, um dessentwillen man Zwang gegen den Willen eines Mitglieds einer zivilisierten Gemeinschaft rechtmäßig ausüben darf, der ist: die Schädigung anderer zu verhüten. Das eigene Wohl, sei es das physische oder das moralische, ist keine genügende Rechtfertigung. Man kann einen Menschen nicht rechtmäßig zwingen, etwas zu tun oder zu lassen, weil dies besser für ihn wäre, weil es ihn glücklicher machen, weil er nach Meinung anderer klug oder sogar richtig handeln würde.«

Das eigentliche Gebiet der menschlichen Freiheit »umfasst als erstes das innere Feld des Bewusstseins und fordert hier Gewissensfreiheit im weitesten Sinne, ferner Freiheit des Denkens und Fühlens, unbedingte Unabhängigkeit der Meinung und der Gesinnung bei allen Fragen, seien sie praktischer oder philosophischer, wissenschaftlicher, moralischer oder theologischer Natur ... Zweitens verlangt dies Prinzip Freiheit des Geschmacks und der Studien, Freiheit, einen Lebensplan, der unseren eigenen Charakteranlagen entspricht, zu entwerfen und zu tun, was uns beliebt, ohne Rücksicht auf die Folgen und ohne uns von unseren Zeitgenossen stören zu lassen – solange wir ihnen nichts zuleide tun –, selbst wenn sie unser Benehmen für verrückt, verderbt oder falsch halten. Drittens: aus dieser Freiheit jedes einzelnen folgt –

in denselben Grenzen – diejenige, sich zusammenzuschließen, die Erlaubnis, sich zu jedem Zweck zu vereinigen, der andere nicht schädigt«.

Weder der Staat noch die Gesellschaft haben diesem Prinzip zufolge das Recht, sich in die privaten Angelegenheiten und Handlungen der Individuen, die nur diese selbst etwas angehen, einzumischen oder sie gar zu sanktionieren. Von staatlicher oder gesellschaftlicher Seite sind Sanktionen nur zulässig, wenn diese Handlungen andere schädigen. Keiner darf zu seinem Glück gezwungen werden. Damit widerspricht Mill ganz vehement einem Paternalismus, der mit Hilfe rechtlicher und moralischer Reglementierungen die Individuen zum Zwecke ihres Wohlergehens fürsorglich lenken und umhegen will, weil »die freie Entwicklung der Persönlichkeit eine der Hauptbedingungen der Wohlfahrt ist«.

Mill vertraute auf die Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten, die jedem einzigartigen Individuum eigen sind. Durch Selbsterziehung, Selbstreflexion und Selbstveränderung kann es den Weg zur persönlichen Freiheit und eigenen Autonomie beschreiten. Mill selbst hat den Begriff »l'autonomie de l'individu« nur in einem Brief an einen französischen Freund verwendet und nicht explizit in der Freiheitsschrift. Mit einem Baum, der wächst, gedeiht und blüht, verglich er das Erstarken des Individuums – es ist ein Entwicklungsprozess, der keine Statik und keinen festen Zustand kennt. Selbsttätigkeit und Selbstbildung sind sein Elixier: »Wo nicht der eigene Charakter, sondern Tradition oder Sitten anderer Leute die Lebensregeln aufstellen, da fehlt es an einem der hauptsächlichsten Bestandteile menschlichen Glücks, ja dem wichtigsten Bestandteil individuellen und sozialen Fortschritts.«

Doch die Zeiten dafür waren im viktorianischen England nicht günstig: »Selbstbestimmung gehört nicht zum Ideal der Sittlichkeitsapostel und Gesellschaftsreformer, sondern wird eher mit Eifersucht von ihnen betrachtet als ein störendes und vielleicht sogar rebellisches Hindernis gegen die allgemeine Aufnahme dessen, was diese Reformer nach eigenem Urteil als das Beste für die Menschheit ansehen.« Im folgenden Satz knüpft Mill ausdrücklich an Wilhelm von Humboldts *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen* an, wonach der wahre Zweck des Menschen die »höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen« sei: »Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste und unerlässliche Bedingung.«

Das Wissen über die Welt und sich selbst ist an Erfahrung gebunden. Deshalb spricht Mill von »Lebensexperimenten«, die empirisch von jedem zu durchlaufen sind, um überhaupt ein Wissen über mögliche Konzepte des guten Lebens zu erlangen. Voraussetzung für die Herausbildung von Individualität und die Praxis eines eigenen Lebensplans ist deshalb die Freiheit eines jeden, zwischen verschiedenen Optionen unterscheiden und wählen zu können: »Die menschlichen Fähigkeiten der Auffassung, des Urteilens, des Unterscheidungsvermögens, der geistigen Energie, selbst die der moralischen Wertschätzung kann man nur dadurch üben, dass man eine Wahl trifft.«

Die individuellen Lebensexperimente sind das Salz in der Erde und lassen die Menschheit fortschreiten. Denn wenn Individuen sich um ihr eigenes

Glück und Wohlergehen kümmern, nehmen sie zugleich am gattungsgeschichtlichen Fortschritts- und Erkenntnisprozess teil. Sie produzieren damit ein allgemeines und öffentliches Wissen über die Möglichkeiten des guten Lebens, über dessen Varianten dann auch offen gestritten werden kann. Ihre Antriebsquelle ist dabei der eigene Wunsch, selbst ein gelingendes, glückliches Leben führen zu wollen. Hier verbinden sich im Übrigen Mills Freiheitsprinzipien mit seiner Arbeit *Utilitarismus*.

Dem Rationalismus der Aufklärung und seinen Kollegen, die den Menschen auf ein reines Vernunftwesen reduzierten und dessen Irrationalität als Störfaktor auf dem Weg zu Tugendhaftigkeit und Vollkommenheit perhorreszierten, hielt Mill entgegen, Wünsche und Triebe seien ebenso wie Glaube und Zurückhaltung Teile eines vollkommenen menschlichen Wesens: »Wer keine eigenen Begierden und Triebe besitzt, hat keinen Charakter, ebenso wenig wie eine Dampfmaschine.« Trieb hieß für Mill nichts anderes als Lebensenergie, die sich individuell entfalten muss. Man kann es auch den Eros der Freiheit nennen. Die autonome Wahlmöglichkeit jedes Einzelnen ist in jedem Fall die Voraussetzung für die Entfaltung von Individualität und den Zuwachs an Glück, Freude und Lebenslust. Zugleich sah Mill mit klarem Blick die menschliche Neigung zum Konformismus und das Fehlen von Personen, »um neue Bräuche einzuführen und Beispiel zu geben für aufgeklärtere Lebensführung, besseren Geschmack und Sinn im Menschenleben«.

In der »sozialen Tyrannei«, in Gleichförmigkeit, Mittelmäßigkeit und Egalitarismus sah er die größten Gefahren für die Freiheit und die Fortentwicklung von Gesellschaft und Demokratie. »Nicht dadurch, dass man alles Individuelle zur Einförmigkeit abflacht, sondern indem man es ausbildet und seine Kräfte aufbietet – innerhalb der durch die Rechte und Interessen anderer gezogenen Grenzen –, wird das menschliche Wesen zu einem edlen und schönen Gegenstand der Betrachtung.« Gerade weil die Tyrannei der öffentlichen Meinung so stark sei, dass das Exzentrische einem zum Vorwurf gemacht wird, möge man exzentrisch sein, um diese Tyrannei zu durchbrechen: »Soll der Anlage eines jeden freies Spiel gewährt werden, dann ist es wesentlich, dass verschiedene Personen *auch ein verschiedenes Leben führen können*.«

Indem die Menschen entsprechend der Vielfalt der Charaktere und Meinungen ihren eigenen Lebensplan entwerfen und ihm folgen, schaffen sie überhaupt erst die Pluralität der Lebensstile, ein Kaleidoskop von Lebensmöglichkeiten, die alternativ zur Wahl stehen. Gerade darin liegt die Voraussetzung für die Produktivität und Innovationskraft einer Gesellschaft. Die Menschen sind nicht perfekt und begehen ständig Irrtümer. In der Vielfalt ihrer Lebensexperimente, die sie intersubjektiv teilen, lassen sie sich zu Neuem anregen und lernen voneinander. Erst in diesem Prozess ist es möglich, die besten Weisen des je eigenen guten Lebens zu entdecken, die Lust und Freude zu steigern und Unlust und Leid zu verringern. Denn die Eigenschaft des Menschen ist es, »dass er seine Irrtümer korrigieren kann. Er ist fähig, seine Missgriffe durch Diskussion und Erfahrung richtigzustellen ...



Unsere gesichertsten Überzeugungen haben keine verlässlichere Schutz-  
wache als eine ständige Einladung an die ganze Welt, sie als unbegründet zu  
erweisen.«

Deshalb war ihm jeglicher Perfektionismus fremd. Mill bekannte sich zu  
moralischer Neutralität, denn es gab für ihn keine einzig gültige und richti-  
ge Konzeption des guten Lebens. Sigmund Freud, der als Student einige Tex-  
te von Mill übersetzt hatte, schrieb im November 1883 über ihn in einem  
Brief: »Er war vielleicht der Mann des Jahrhunderts, der es am besten zustan-  
de gebracht hat, sich von der Herrschaft der gewöhnlichen Vorurteile frei zu  
machen.«

Das verdankte er in großem Maße seiner Freundin und späteren Frau Har-  
riet. Denn die beiden haben wahrlich ihre Freiheit zu Lebensexperimenten  
genutzt. Die Erfahrungen, die sie damit im privaten wie im öffentlichen  
Raum machten, und deren reflexive Verarbeitung mündeten in den Essay  
*Über die Freiheit*. Dort heißt es nicht von ungefähr: »Wenn irgendetwas mehr  
als anderes zur Pflege des Verstandes beiträgt, dann ist es sicher die Einsicht  
in die Beweggründe unseres eigenen Denkens.« Die volle Bedeutung man-  
cher Wahrheiten könne nicht begriffen werden, ehe sie uns nicht durch per-  
sönliche Erfahrung bewiesen würden.

Beider Weg in die Freiheit war alles andere als leicht. Mills Vater James,  
ein hochgebildeter Philosoph des Utilitarismus und Ökonom, wollte das  
Beste für seinen Sohn, das älteste von neun Kindern, und unterrichtete ihn  
persönlich seit dem dritten Lebensjahr in Griechisch und Latein. Das begab-  
te Kind sprach alsbald fließend Französisch und Deutsch. Mit sieben Jahren  
las es die ersten Dialoge von Platon und begann unter der Aufsicht des Vaters  
mit dem Studium der Arithmetik. Mit dreizehn Jahren durchlief John Stuart  
Mill einen kompletten Kurs der politischen Ökonomie. Ein Jahr später reiste  
er zu Freunden der Familie nach Montpellier und studierte dort Chemie,  
Zoologie, Mathematik, Logik und Metaphysik. Es war für ihn die erste Gele-  
genheit, mit Gleichaltrigen in Kontakt zu treten.

1823 erhielt er seine Anstellung in der East India Company, in der auch  
sein Vater tätig war. Zwei Jahre später gründete er die London Debating So-  
ciety. Parallel zu seinem »Brotjob« publizierte er schon eifrig in verschiede-  
nen Zeitschriften und griff immer wieder in tagespolitische Debatten ein:  
Freiheit der Diskussion und Meinung waren seine Hauptanliegen. Als Sieb-  
zehnjähriger wurde er verhaftet, weil er Flugblätter zur Geburtenkontrolle  
verteilt hatte. Im Alter von zwanzig Jahren überkam ihn dann eine heftige  
Depression, die die Loslösung von seinem Vater, auch auf dem philosophi-  
schen Felde, beschleunigte und ihn seinen eigenen, unabhängigen Weg fin-  
den ließ. In seiner Autobiographie schrieb Mill über seinen Vater: »Für lei-  
denschaftliche Gefühle jeder Art und alles, was darüber geschrieben oder ge-  
sagt wurde, um sie hochzuschätzen, hatte er nur die allergrößte Verachtung  
übrig ... Für ihn waren sie eine Art Verrücktheit.« Bei der Auseinander-  
setzung mit den eigenen Gefühlen, Wünschen und Abgründen ließ er sich von  
den romantischen Dichtern Samuel Taylor Coleridge und William Words-  
worth inspirieren.

1830 lernte er in einem liberalen Salon die schöne, kluge und wortgewandte Harriet Taylor kennen. Sie war damals dreiundzwanzig Jahre alt. Mit achtzehn war sie auf Wunsch ihres Vaters mit dem elf Jahre älteren Londoner Geschäftsmann John Taylor verheiratet worden, mit dem sie drei Kinder hatte. Harriet hatte, wie damals üblich, keinen Zugang zu einer Ausbildung und erwarb sich ihre Bildung fortwährend im Selbststudium. Als brillante Denkerin, blitzschnell und luzide in ihrer Argumentation, hatte sie einen für die damalige Zeit ganz ungewöhnlichen Blick auf die Geschlechterverhältnisse. Ihr intellektueller Kreis, in den John Stuart Mill fortan aufgenommen wurde, war eine »unkonventionelle und entschieden feministische Gruppe«, wie Friedrich August von Hayek als Herausgeber des Briefwechsels von Harriet Taylor und John Stuart Mill später schrieb. Obwohl für die Moralvorstellungen des viktorianischen Zeitalters ein Skandal, wurde die Beziehung seiner Frau vom Ehemann John Taylor mit bemerkenswerter Toleranz aufgenommen. John Stuart Mill war fast jeden Abend Gast im Hause der Taylors, meist ging Taylor dann in seinen Club. Bösertiger Klatsch begleitete das Paar auf Schritt und Tritt, sogar der Kreis der Liberal-Radikalen mokierte sich immer vehementer über das skandalöse Paar.

Die Beziehung zwischen Harriet Taylor und John Stuart Mill war in den Augen der Zeitgenossen nicht nur wegen des Ehebruchs skandalös. Sondern weil es ein Verhältnis zwischen Mann und Frau auf der Basis gemeinsamer intellektueller und politischer Arbeit war: eine intellektuelle, freundschaftliche und leidenschaftliche Liebesbeziehung. Noch im selben Jahr schrieben sie gemeinsam den Essay *Über Ehe und Scheidung*. Die Freiheit sowohl der Vereinigung wie auch der Trennung lag ihnen am Herzen, die Heirat als eine freie, unabhängige Wahl und Entscheidung.

Es folgten gemeinsame Artikel über Gewalt gegen Frauen und Misshandlung von Kindern. Die Texte sind immer unter John Stuart Mills Namen erschienen, selbst Texte, die ausschließlich aus Harriets Feder stammten. Harriet lebte in diesen Jahren teils getrennt von ihrem Ehemann, der das Verhältnis zu John Stuart duldete, jedoch darauf bestand, nach außen hin die Ehe aufrechtzuerhalten. Ihre privaten Treffen arrangierten sie klandestin, ebenso ihre gemeinsamen Reisen auf den Kontinent und des Öfteren nach Paris. Nur allerengste Freunde waren im Bilde. Ihr Briefwechsel dokumentiert das Ringen um ihr Glück und ihre Liebe in einem Umfeld, das keinerlei Toleranz gegenüber dieser »Liebe zwischen zwei Gleichen«, wie Harriet Taylor sie charakterisierte, aufbrachte.

Zwanzig Jahre, nachdem John Stuart Mill und Harriet Taylor sich kennengelernt hatten, starb John Taylor, und nun heiratete das Liebespaar. Es blieb auch nach der Hochzeit ein Skandalfall; Thomas Carlyle nannte Harriet höhnisch »Mrs. Platonica«. Von den Ehefrauen ihrer Gesprächspartner in den Salons wurden ihr »gefährliche Leidenschaften« attestiert und das »bedrohlich schöne Aussehen« angekreidet. Die Männer wiederum sahen ihren alten Freund John Stuart unter der Fuchtel einer allzu starken Frau, die ihn obendrein immer weiter in linke Denkgefilde zerre: Seine Beschäftigung mit den Frühsozialisten Saint Simon und Robert Owen war ihnen überaus suspekt.

Dass er nach dem Tod seiner Frau das gemeinsame Projekt fortsetzte und in seinem ersten Jahr im Parlament 1866 eine Petition für das Frauenwahlrecht einbrachte, machte ihn bei seinen Geschlechtsgenossen keineswegs beliebter. Der Gipfel der Millschen Exzentrizität war dann die Veröffentlichung des Essays *The Subjection of Women* (1869), eine Schrift, in der die Texte von Harriet, ihrer Tochter Helen und seine zu einem Werk verschmolzen sind.

Auch in der nachfolgenden Rezeptionsgeschichte findet dieses Unbehagen gegenüber dem ungehörigen Paar und seinem Freiheitsstreben noch ein Echo. Es war schon immer prekär, das Geschlecht und damit die Sexualität zum Thema in der Politik und der Philosophie zu machen – es rührt an Gefühle und Abgründe, die jedem unter die Haut gehen können. Dass dieser Tabubruch so vehement von einem Mann begangen wurde, hat sogar die männliche liberale Community Mill bis heute nicht recht verziehen: Er ging gewissermaßen fremd mit dieser starken intellektuellen Frau – ein Mann unter Einfluss.

Die gemeinsam mit seiner Frau verfassten Essays über das Ungemach der patriarchalischen Geschlechterordnung werden in der klassischen Mill-Rezeption oft abgespalten. Obwohl aus den darin enthaltenen Analysen und der Kritik an Staat und Gesellschaft gerade die Grundprinzipien der Wahlfreiheit und der Pluralität der Lebensstile abgeleitet und für den Freiheitsessay generalisiert worden sind. Umgekehrt trauten die Feministinnen in ihrer Rezeption dem feministisch gesinnten Mann an Harriets Seite nicht über den Weg. Es war ehrenvoll und wichtig, die Texte, die die Frauenrechtlerin Harriet Taylor eigenständig geschrieben hatte, in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts dem Publikum unter dem Namen der Autorin zugänglich zu machen. Dafür blieb aber der gemeinsam verfasste Essay *Über die Freiheit* in diesen feministischen Kreisen weitgehend ungelesen: Die darin generalisierten Freiheitsprinzipien waren der Frauenbewegung offenbar allzu liberal geraten.

In jedem Fall ist es dem »verruhten Paar« gelungen, seine Privatsphäre bestens zu schützen als Hort der individuellen Freiheit. Weswegen bis heute noch darüber spekuliert wird, ob es denn doch nur eine platonische Liebe gewesen sei, die der arme John Stuart Mill in Kauf nahm, weil er sich der starken Harriet unterwarf. Der Briefwechsel der beiden verrät anderes.

Vorausahnend heißt es im Freiheitsessay: »Es ist ein Stück eitler Sentimentalität, zu glauben, dass der Wahrheit als solcher eine angeborene Kraft innewohne, die dem Irrtum versagt bliebe und die gegen Kerker und Scheiterhaufen die Oberhand gewinne. Die Menschen sind nicht eifriger für die Wahrheit als für den Irrtum ... Der wirkliche Vorteil der Wahrheit besteht darin: wenn eine Meinung richtig ist, mag man sie einmal, zweimal, ja vielmals auslöschen, aber im Laufe der Zeit finden sich im allgemeinen Leute, die sie wiederentdecken, bis einmal eine ihrer Wiedererscheinungen in eine Zeit fällt, wo sie durch günstige Umstände der Verfolgung entgeht, bis sie so kräftig ist, allen nachfolgenden Versuchen zur Unterdrückung zu widerstehen.«

Die Mahnung von Mill und Taylor vor staatlichem Paternalismus, der die Bürger infantilisiert und sie schützen will vor eigenwilligen Lebensexperimenten, ist aktueller denn je. Und die Hybris einer politischen Klasse oder wichtigtuerscher »Lebensreformer«, die zu wissen meinen, was die beste Weise des guten Lebens für die Menschheit sei, ist uns gut einhundertfünfzig Jahre nach Erscheinen der Freiheitsschrift ebenfalls noch recht vertraut. Von der sozialen Tyrannei der öffentlichen Mehrheitsmeinung und der Macht der Gewohnheit ganz zu schweigen.

Erschwerend kommt hinzu, dass in unseren Zeiten der digitalen Revolution Privatheit stetig an Wertschätzung verliert. Aber die Privatsphäre ist gerade der Ort, in dem sich individuelle Freiheit entfalten kann, in dem sich Wahlmöglichkeiten auf tun und eigenwillige Lebensexperimente in Gang gesetzt werden können. Ohne diese geschützte Privatsphäre, frei von äußeren Einflüssen, sozialer Beobachtung und Bevormundung, wird die Fähigkeit des Individuums, zu urteilen, zu unterscheiden und auszuwählen, auf die Dauer verkümmern.

Eine liberale Demokratie kann ohne die Innovationskräfte vieler eigenwilliger Individuen kaum lebendig bleiben und sich zum Wohle ihrer Bürger fortentwickeln. Denn »der Wert eines Staates ist auf lange Sicht der Wert der Individuen, die ihn bilden. Und ein Staat, der die Interessen der geistigen Entwicklung dieser Individuen vernachlässigt zugunsten einer etwas besser funktionierenden Verwaltung ..., ein Staat, der seine Menschen verkümmern lässt, um an ihnen – selbst für nützliche Zwecke – gefügige Werkzeuge zu besitzen, wird merken, dass mit kleinen Menschen wahrlich keine großen Dinge vollbracht werden können und dass die Vervollkommnung der Maschinerie, der er alles geopfert hat, schließlich doch nichts nutzt. Denn er hat es vorgezogen, die lebendige Kraft zu verbannen, damit die Maschine glatter laufe.«